

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 37.

Mittwoch, 13. Februar.

1929.

(3. Fortsetzung.)

## Feuer auf den Höhen.

Roman von Else Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Der Zeremonienmeister Nikolai von Moengard beugt sich über Benitas Hand: „Nicht so entsezt aussehen, Benita. Das sind kleine Unannehmlichkeiten. Raum der Rede wert. Man wird mit ihnen fertig werden. Helen war nur sehr erschrekt. Sie steht Unannehmlichkeiten nicht. Sie verliert die Fassung, wenn ihre Jungfer die falsche Toilette bereit legt. Das ist ja bekannt. Wir freuen uns auf Koljas verheitzenen Bursch. Wo finden wir ihn?“ Und Nikolai Moengard reicht, mit der Sicherheit vollkommenster Beherrschung jeder Situation, Benita den Arm.

Inzwischen ist auch der alte Baron Staden aus den riesigen Pelzstiefeln geschält und geht an ihrer anderen Seite dem halbdunklen Empfangsraum zu.

Kolja klappt in die Hände: „Ich bitte zum Souper den Bordeaux des Kammerrats. Gut temperiert. Und hier . . . rate, was ich noch auftrieb in der Stadt? Rein, unmöglich ist es, daß du darauf kommst. Also bitte: Malosol! Garantiert. Dazu den Sauterne.“

„Ich werde Iwan rufen, damit du ihm deine Befehle geben kannst“, sagte seine Frau. Und diesmal lächelt sie nicht, wie sie es sonst oft bei seinen kleinen, immer selteneren Entgleisungen getan. Lächelt nicht fröhlich vermittelnd, trotzdem sie seine Erregung aus allem heraus hören mußte.

„Verzeih“, sagt er betroffen und geht selbst, den Diener zu suchen.

Baron Staden hebt das silberne Gefäß, worin der Brannwein zur Saluska gereicht wird, an dem geschwungenen Henkel in die Höhe: „Unsere Heimat . . . unsere geliebte Heimat“, sagt er und fühlt dabei nicht, wie die flebrige Flüssigkeit ihm über die leise zitternde Hand fließt. Schweigend leeren die andern die kleinen Schalen.

„Sie wird bestehen. Sie wird alles überdauern, wie sie anderes überdauert hat.“ Die ernsten Augen des alten Herrn nehmen jeden einzelnen seiner Tischnossen in Bann. Es ist, als erteile er ihnen einen Befehl.

Benita Mironow sieht ihn an. Sie hat plötzlich das Gefühl, als sei er ihr näher als ihr Mann verbunden in vorbehaltloser Gemeinsamkeit. Und diese Gemeinsamkeit schlägt jetzt Kolja Mironow völlig aus, als der höflich nachdenklich einwirft: „Es sind zu viele, Baron Staden. Wäre es nicht besser, man sähe die Gefahr und würde ihr, so weit es noch möglich ist, begegnen?“

„Zu viele?“ Zahlen entscheiden nicht. Haben in unserem Falle noch nie entschieden. Das wüssten Sie, wenn Sie unsere Geschichte inne hätten. Zu viele? Ich liebe das Wort nicht. Die Organisation ist die lebendige Macht. Nicht die Zahl.“

Kolja Mironow verbeugt sich stumm. Es sieht sehr gut aus, aber es scheint letzten Endes doch nur Verlegenheitsgeste. Nicht Zustimmung.

Wir hätten kaum joh kleines Häuflein bleiben müssen, das sich jetzt nicht mehr zu wehren vermag gegen die andern, wenn wir uns nicht so isoliert hätten. Auch uns hätte ein starker Stamm erwachsen können.“ Helen Moengard, in einer rasenden, nervösen Angst plötzlich ausbrechend, funkelt den Baron böse an.

„Volkstamm, Helen? Nein, das sind die Balten nicht. Ein deutscher Herrenstand, dem die Aufgabe,

die er zu lösen hatte, aus dem Schicksal kam, das uns zu einer Einheit verschmolzen hat, wie selten einen andern Stand . . . Ich sollte meinen, wir haben nicht gewuchert mit unsern Kräften?“

Kolja Mironow steht auf und greift nach seinem Glase. In dem schweren Kristallkelch liegt der bernsteingelbe Wein: „Ich habe gutzumachen,“ sagt er lebenswürdig. „Ein Zweifel an diesen Kräften war Saktileg, das bekenne ich. Mich selbst haben sie.“

Er bricht ab, horcht mit plötzlich entstelltem, blassen Gesicht. Vörm dringt aus der Halle . . .

„Das ist ja! Unerhört ist dies Betragen der Leute seit neuestem!“ Und er schreibt etwas zögernd den eichenen Stuhl zur Seite.

Aber Benita Mironow ist schon an der Tür: „Was gibt es?“ Ihre Stimme befiehlt.

Ein Mensch kommt wie gejagt hereingeschossen. Schne klebt an seinem Pelz. „Ich suche den Herrn Baron. Ich bin der Verwalter auf Staden.“ Seine Stimme schwankt, als sei er berauscht.

„Balthasar, hierher! — Sie erlauben, Benita.“ Der alte Riese steht am Tisch, kerzengerade.

„Die Frau Baronin . . . der gnädige Herr sollte gleich mit mir jahren.“

„Was ist mit der Frau Baronin?“ Nur um ein Weniges schieben sich die grauen Brauen in die Stirne.

„Sie haben bei uns heute Haussuchung gehalten. Zum zweiten Male. Die Kerle haben gewußt, daß der Herr Baron zur Stadt gefahren sind. Aber sie taten so, als habe die Frau Baronin den Herrn versteckt. Wie sie das zweitemal wiederkamen, trat die Frau Baronin ihnen an der Tür entgegen und wollte ihnen den Eingang wehren. Aber einer sah sie die gnädige Frau um die Taille. Ich stand dabei. Die anderen waren alle verschwunden. Die Kerle packten mich, als ich dem einen einen Schlag versetzte, der die Frau Baronin hiebt. Sie haben mich eingesperrt. Vorhin ließen sie weg. Da habe ich die gnädige Frau gesucht. Lange . . . Im Gartenhaus dann . . . Sie lebt noch.“

Der alte Baron Staden hört nicht mehr. Er läuft barhäuptig in die Nacht. Balthasar mit dem Pelz ihm nach. Dann jagen Pferdehufe.

Eine halbe Stunde später fahren die Moengards. Sie nehmen Madame Lätitia mit. Kolja hat darum, als er hörte, die Freunde wollten direkt in ihr Stadthaus zurück, wo Moengard noch wichtige Dokumente hatte, die ihm jetzt dort nicht mehr sicher erschienen.

Es ist Kolja anzumerken, daß er selbst am liebsten mit den Absfahrenden wäre. Aber er wagt es nicht auszusprechen, kaum zu denken, angesichts Benitas ruhiger Gelassenheit, mit der sie knappe, äußerst klare Befehle erteilt.

Die kleine Reiseuhr neben dem Bett tut den einen Schlag in die lastende Stille dieser Nacht. „Es ist, als stele eine silberne Kugel schicksalhaft in eine Schale aus blauschwarzem Stein!“ denkt Benita Mironow schlaflos, gepeinigt. Und steht gleich darauf aufrecht auf dem weichen Teppich . . . horcht.

Aus Koljas Zimmer kommt ein schriller, hoher

Schrei. Gleichzeitig schwirren Stimmen, dröhnt rohes Gelächter von dort herüber.

Eine Faust reißt den schweren Vorhang zur Seite, der ihr Zimmer von dem ihres Mannes trennt. Licht flammt auf. Sie greift nach der Decke, die über ihr Bett gebreitet liegt, wirft sie sich um. Grinsende Gesichter unter jawarzen, zotteligen Lammfellmützen stieren zu ihr herein.

Ein paar verwahllose Burschen in grauen Militärmänteln schieben sich durch die Tür.

Aber da ist einer, größer, sehniger als die anderen. Schwarzes Haar, im Dreieck mit den Augenbrauen zusammenstoßend, quillt ihm unter der hohen Lammfellmütze hervor.

Mit gespreizten Beinen stellt er sich vor Benita, hebt das Gewehr den Eindringenden entgegen: „Keiner röhrt mit die Frau an.“

Fortwährend klingen von nebenan die schrillen Schreie, Flüche und wieherndes Gelächter.

Plötzlich wälzt sich ein ineinander verkrampfter Menschenknäuel herein.

Ein paar der Männer fliegen zur Seite. Auf Benita Mironow zu stürzt Kolja, liegt zitternd und umklammert ihre Knie.

„Hilf, Benita . . . Hilf mir. Dir tut er nichts. Es sind Indriks Leute. Sie wollen mich töten.“ Er wimmert.

Zohlen antwortet. Benita Mironow schwankt. Sie greift nach dem Rand des Bettes, fällt darauf nieder.

Das ist Kolja Mironow . . . Dies der Herr auf Schwolin . . . Dieses kaltweiße, in lärmendem Entzücken auseinanderfallende Pierrotgesicht unter der schwarzen Haarhaube. Die veilchenfarbige Seide des Schlafanzugs schlottet. Das ist ihr Mann . . .

Gleich danach hat sie sich wieder in der Hand.

„Sie dürfen dir nichts tun“, sagt sie, von unendlichem Mitleid überströmt. Da kriecht er näher zu ihr hin. Auf seinen Lippen liegen Blutstropfen.

Indrik läßt die Arme mit dem Gewehr sinken.

„Fäßt ihn, fort damit. Aber hebt ihn mir gut auf. Er gehört mir! Hände weg von der Frau.“

Eisene Arme haben sie umfaßt. Sie wehrt sich vergeblich. Jemand schlägt die umklammernden Hände nieder. Dann ist sie allein. Vor den Fenstern liegt rote Glut, Tiere schreien.

Man hört das dumpfe Stampfen der Pferde. Neues Entzücken jagt sie auf: Die Kinder!

Sie rennt durch die lange Flucht der Zimmer und Säle, die hell erleuchtet sind von den Flammen der brennenden Wirtschaftsgebäude.

Sie weiß nicht, daß sie die Namen der Kinder immer vor sich hinruft.

Manchmal ist es ihr, als drückten sich dunkle Gestalten an ihr vorbei. Schranktüren knallen, metallene Gegenstände klirren irgendwo aneinander. Überall ist heimlich drohendes Leben um sie. Sie achtet nicht darauf. Weiter!

Eine Tür tut sich auf. Ein Arm greift nach ihr: „Hier, Mamtascha.“

Anna-Dorothees still gesäßtes Kindergesicht, von fernern Flammen überzuckt. In der Ecke kniet Tio, hält nach Art der estnischen Ammen das Körperchen der kleinen Konstanze schaukeln in den Armen und sucht es singend zu beruhigen.

Aber das Kind wimmert immer vor sich hin: „Die Tiere, meine lieben Tiere . . .“

„Sie haben die Stalltüren zugenagelt“ sagte eine tiefe Stimme. Jetzt erst sieht Benita den riesigen blonden Esten, der allerlei Decken und Kissen in ein Bündel zusammenknürt. Es ist Tios Vater, der Gemeindeälteste des Ortes. „Ich wollte warnen. Ich kam zu spät. Jetzt müssen wir versuchen, wie wir ungesiehen wegkommen.“

„Wo ist Papa?“ Anna-Dorothee fragt ganz leise.

„Beggebracht. Aber ich hole ihn wieder.“

Hat sie das selbst gejagt? Etwas in ihr schreit: „Niemals! Du kannst es nicht.“

„Er ist der Vater meiner Kinder. Ich werde ihn wiederholen!“ Sie murmelte es ein paarmal unhörbar

vor sich hin. Wie eine Aufgabe, die man mit äußerster Willensanstrengung in höchster Verwirrung zu behalten versucht.

„Meine Tochter begleitet die gnädige Frau. Die Kinder kommen mit mir. Ich bringe sie in die leere Hütte des Iwan. Am Waldrand, die gnädige Frau weiß Bescheid. Dort trifft man uns. Für die Kinder bürge ich.“

Endlos, endlos die Fahrt. Immer den Spuren nach, die die Kufen des Lastschlittens, auf den sie Kolja geworfen, in den Schnee gegraben haben.

Tio hat alles mit angesehen. Hinter den rauchenden Resten eines Stalles verborgen, in dem es stille geworden war.

Sie fand auch das struppige Arbeitspferd, das sich irgendwie losgerissen hatte und befreit herumläuft. Ein vergessener Schlitten stand am Wege. Tio spannte das Tier, das nach Brand roch, davor.

Im Walde wird es sehr schwer, die Spur beizubehalten. Es weht eisig vom Meer herüber, das tief und schwer atmet. Eisröhren dröhnen gegen seine granitene Hörn.

Und weiter . . . endlos. Endlos in der Dunkelheit.

Als der kalte Morgen heraufdämmert, rüttelt der Schlitten über die Kopfsteine in den Straßen einer kleinen Stadt. Soldaten füllen den engen Raum zwischen den alten Holzhäusern zu beiden Seiten.

Benita wirft dem Mädchen, das neben ihr sitzt, die Zügel zu: „Warte, dort ist Willum, der Kutscher.“

Er sucht sich an ihr vorbeizudrücken. Aber sie ruft ihn an: „Du wirst mir helfen, den Herrn zu finden. Er ist hier.“

Der Klang der Stimme zwingt ihn, still zu stehen. Das mongolisch breite Gesicht des Mannes bekommt einen scheuen, furchtsamen Ausdruck. „Ich weiß wohl, wo der Herr ist. Aber es ist gefährlich, etwas für ihn zu tun.“

„Du hast uns verraten und verlassen, du wirst gutmachen, Willum. Schämst du dich nicht? Nie hast du Unrecht erfahren bei uns. War es nicht immer, als ob du zu uns gehörtest? Trotzdem bist du davongelaufen, als es schlimm um uns stand! Jetzt sollst du mir helfen, daß ich ihm Essen bringen kann. Nichts weiter.“

Willum macht gut. Sie erhält die Erlaubnis, ihrem Mann einen Topf Suppe zu bringen.

Ohne Maken demütigend, quälvoll peinigend war es, bis sie die Verhöre der Kommissare hinter sich hatte. Ekel würgte sie, als sie die zerrissenen und verschobenen Kleider wieder zuretzog, ehe sie in den Vorraum trat, wo Kolja sie erwarten sollte.

Doch das alles war ein Nichts, gemessen an dem Augenblick, da ihr Mann den klaren Plan zur Flucht — in den dampfenden Topf hastig hineingeflüstert, während die Wache mit den geschenkten Zigaretten sich beschäftigte — zu verwerfen drohte.

„Es geht nicht, sie fassen uns ab.“

Der Löffel in seiner Hand klirrte. Auf seine Stirne trat Schweiß.

Sie bog sich dicht zu ihm hinüber. Ihre Augen hielten die seinen fest: „Es geht . . . ! Du bist um fünf Uhr, wenn Willum die Wache hat, am östlichen Tor. Dort warte ich mit dem Schlitten.“ (Fortl. folgt.)

## Heimat.

Es gleicht die Heimat einem Dom  
Von Orgellängen rings erfüllt.  
Und wie in einem klaren Strom  
Iß uns ein tieles Glück enthüllt.  
Und alle Wege, lieb und traut,  
Sind ganz dem Menschenherzen nah.  
Der Sternenhimmel tröstlich schaut  
In unsres Daseins Golgatha.

Und wandern wir auch weit von ihr  
Zu einem Glück in fremder Welt,  
Es ist uns immer, dort und hier  
Ein tieles Heimweh ausgesetzt.

Franz Ginga.

## Der Hahn.

Von Artur Silbergleit.

Till Eulenspiegel war auf seinen zahlreichen Wanderfahrten durch Dorf und Stadt nach Köln gekommen, allwo es ihm sehr behagte. Die Bürger in den Wirtshäusern waren behaglich und gutmütige Leute, die ihm gern einen Humpen Wein spendeten und zuweilen, in ausgelassener Stimmung, zu einer Kalbshaxe einluden. Welch tolles Leben pulsirte hier. Auch nach der Fastnacht schienen Männer und Weiblein Karrenlappen zu tragen, und der Wind, der über die alten Giebel und Bassaden hinstrich, hatte wohl den Ton der Schellenglocken auf Tills närrischer Kopf bedeckung. Kura, hier schien ewiger Karneval zu herrschen, und selbst der Mond bekleidete den gespenstisch aufragenden Dom der Stadt mit einer Fastnachtspuppe. Nur eine Sorge bedrückte Till. Überall, wo er bisher um Arbeit angefragt hatte, verlangte man von ihm Ausweispapiere, wie von den anderen fahrenden Gesellen der Handwerkerzünfte, und der Tausendfass der Landstraße befaßt eben keine amtlich gestempelten Papiere. Rasch enttäuschten, hegte Eulenspiegel wieder einmal einen seiner tollen Einsätze aus und setzte ihn in die Tat um.

In einer der Vorstädte von Köln befanden sich, wie er wohl wußte, einige Bauernsiedlungen: Eider, Gärten, Höfe, Stallungen und Hühnerzüchterei. Till kletterte nachts über die Staeten eines Zauns, drang in den Hühnerhof ein und ergriff einen Hahn mitten am Hals, so daß das gequälte Tier zwar mit den Flügeln heftig um sich zu schlagen vermochte, aber seine gurrenden Laute nur gedämpft ausstoßen konnte, und der Bauer nicht aus seinem Schlaf geweckt wurde. Dann rannte er, so rasch ihn seine Füße trugen, davon, überstiege den Zaun, stiecke den Hahn in seinen Rucksack und verschürte sein Schultergefäß so, daß nur noch eine kleine Lücke zur Luftauffuhr übrigblieb. Er piff sich ein munteres Liedchen, kümmerte sich kaum um die Kiferitis seines unfrüchtigen Begleiters, schritt der Stadt zu und nächtigte in einer der zahlreichen Herbergen für Fahrende. Am Morgen ging er zum Rathaus; sein Knotenknot und Rucksack begleiteten ihn. Er eilte in die Amtsstube eines der Ratschreiber, welche die Papiere für das reisende Volk auszufüllen und zu beglaubigen hatten. Ein kleiner stämmiger Mann mit dem Bauch eines Bauers schrie ihn an: "Wer bist du, und was willst du?" — "Meine Ausweispapiere." — "Zeig erst mal deine alten." Till erwiderte: "Ich heiße Matthias Schmidt, bin Tischler; mein Meister Johannes Gaul in Aachen bestätigte mir, daß ich fünf Jahre sein zweiter Geselle war. Man hat mir hier in der Herberge meine Papiere gestohlen." — "Glaubst du Narr", grinste der Dicke mit dem Falstaffgesicht, "wir werden Deinetwegen einen reitenden Boten nach Aachen schicken, um die Wahrheit deiner Worte zu prüfen? Da kann ja jeder kommen! Scher dich raus", und der Dicke wandte sich bereits an einen zweiten Bittsteller und fragte ihn nach seinem Begehr. Da brauste Till auf: "Was, du willst ein frommer Christ sein und verweigerst einem armen Gesellen die Papiere. Weißt du nicht, daß ich ohne sie nirgends Arbeit bekomme?" — "Halt's Maul, ich las' dich rauswerfen!" — Till höhnte: "Ich aber sage dir, ehe der Hahn dreimal gekräht hat, erhalte ich meine Papiere!" — "Lotterbursch, freches Maul, dir werd ich helfen." Der Schreiber betreuzigte sich vor Till wie vor dem unheiligen Gottseibeins dreimal und bekam einen roten Kopf. Sein Kopf schien vor unterdrückter Wut zu schwollen. Aber Till blieb vollkommen ruhig, nahm seinen Rucksack von der Schulter und ließ ihn hart auf den Boden fallen.

Er hatte nämlich in aller Frühe den Hahn durch einige Tropfen Alkohol, die er in sein Futter hineinräufelte, betäubt. Jetzt aber erwachte der Held des Hühnerhofes durch den heftigen Anprall auf den Boden und begann ein schier ohrenzerreibendes Konzert. Der Schreiber erschrak heftig, wurde blau wie die Wand und ließ vor Entsetzen über den unheimlichen Gast seinen Gänsefied fallen. "Jesus, Maria, keb' mir bei!" Immer wilder kollerte das gesangene Tier. "Schon gut, schon gut, du erhältst deine Papiere." Der Dicke beeilte sich, seinen Gast möglichst schnell jenseits der Türschwelle zu wissen und händigte ihm den Ausweis ein. Als Till sein Bergament in den Händen hielt, bereit an der Tür war, öffnete er seinen Rucksack; der Hahn sprang flügelschlagend dem Schreiber ins Gesicht und ließ gerade auf einem seiner wichtigsten Dokumente einige unverfeinbare Spuren zurück, so daß die Schriftzeichen besprengt zu sein schienen. Till lachte unbändig, schlug rasch die Tür zu und eilte über die Stiegen ins Straßengewühl. "Halte ihn, halte ihn!", rief der Schreiber dem Flüchtigen nach, aber kein Amtsdiener war zur Stelle und folgte dem Rufe. Und da es zu jener Zeit weder Telefon noch Radio gab, blieb der frevelhafte Schalk den Gangarmen der Justiz unerreichbar.

## Aus der Geschichte der Barbiere.

Der erste Protetor der Barbiere. — Barbier und Barbierstuben im Altertum. — Die Frisur des Mittelalters.

Von Dr. Leo Kossella (Berlin).

Ausgrabungen vorgeschichtlicher Orte brachten in der letzten Zeit zahlreiche seltsame Gegenstände aus Tageslicht, die man bald als Hilfsgeräte für den Gebrauch der antiken Barbier erkannte. Es waren Steine von allerseltsamsten Formen oder Meeresmuscheln. Bei den Ausgrabungen aus der Bronzezeit fanden sich Messer, die man ohne Zweifel zum Rasieren gebraucht hatte. Allem Anschein nach war der erste Rasierer Alexander der Große. Dieser Feldherr bemerkte, daß die Feinde häufig seine Soldaten mit einer Hand am Bart packten und ihnen mit der anderen den tödlichen Stoß beibrachten. Um künftig solche Falle zu vermeiden, befahl er, allen seinen Kriegern die Bärte abzurasiere. Bald folgten auch die Griechen dieser durch die Truppen Alexanders eingeführten Mode. Seitdem begannen sich die Männer in zwei Gruppen zu teilen: in bartige und bartlose. Die Leute des Ostens schätzten stets das Tragen des Bartes; für sie bedeutete der Bart das sichtbare Symbol der Männlichkeit und der Macht. Sklaven war die Barttracht verboten. Die Belenner des Islam sind stets auf einen Reliquiar, eine Kassette aus Gold und Kristall, die ein Haar aus dem Bart Mohammeds einschließt. Jedes Jahr, wenn diese wertvolle Kassette geöffnet wird, strömen Tausende von Pilgern, selbst aus den entferntesten Gegenden Asiens, zu ihr. Die Männer der östlichen Länder benutzen stets das Wort "Bart" bei ihren Beschworungen. Heute kann man noch häufig den Schwur hören: "Beim Bart Mohammeds." Im Gegensatz zu den Mohammedanern liebten die Ägypter das Tragen von Bärten nicht, und die meisten von ihnen rasierten nicht nur den Bart, sondern den ganzen Kopf. Die von jenen Barbieren gebrauchten Rasiermesser besaßen verschiedene Formen, aber alle ähnelten mehr oder minder einer kleinen Art mit gekrümmtem Griff.

Die antiken Barbiere gebrauchten außer Rasiermessern und Geräten zum Rasieren auch spezielle Kosmetika zum Färben wie auch Flüssigkeiten zum Waschen der Haare. Daraüber hinaus kannten sie verschiedene Salben und Parfüme.

Die älteste Notiz über Berufsbarbier finden wir in den Büchern des Alten Testaments, wo die Rede von Joseph von Ägypten ist. Dort lesen wir, daß er sich, ehe er vor dem Antlitz des Pharaos erschien, rasierte ließ und die Kleider wechselte. An einer anderen Stelle desselben Buches erfahren wir, daß den nach Ägypten entlaufenen Botenjäfern Davids dort alle Barthaare herausgerissen wurden. König David, der die Schande in ihrem vollen Umfang begriff, trug den Boten auf, nicht nach Jerusalem zurückzufahren, sondern sich in Jericho so lange aufzuhalten, bis ihnen die Barthaare wieder in der alten Länge gewachsen wären.

Die Griechen waren die wirklichen Schüblinge der Barbier. In den "Briefen" des Alkibiades finden wir in diesem Zusammenhang folgende Stelle: "Der Laden des Barbiers, der seine Gäste mit einem freundlichen "Guten Tag" zu begrüßen pflegt, besteht aus zwei Teilen. Im ersten befinden sich Stühle und Geräte zum Rasieren der Barthaare, im zweiten gleichfalls Stühle und Einrichtungen, mit deren Hilfe geschnitte Halssträfe Nagel beschneiden und überflüssige Haare herausreissen. Während des Einfleißens und während des dann folgenden Rasierprozesses erzählt der Barbier Neuigkeiten und wiederholt die letzten umlaufenden Gerüchte von Ehestanden. Nach dem Verlassen des Barbiersalons geht man in einen anderen, wo man sich maniküren, pediküren und mit Quietessenzen einsalben lassen kann."

Alles das schreibt ein Autor vor 2000 Jahren!

Man weiß heute noch nicht genau, wann der erste Barbier aus Sizilien nach Rom kam. Aller Wahrscheinlichkeit nach geschah dies zwischen 454 und 300 v. Chr. Anfangs wollten die römischen Bürger die griechische Mode nicht annehmen, aber mit der Zeit ließen auch sie sich von der Eitelkeit erobern, und so zählte man einige Jahre später auch in Rom bereits viele Barbier.

Scipio Aemilianus war, wie es scheint, der erste Mann, der sich täglich rasierte ließ, und Marc Anton ließ sich, wie die Chronik berichtet, sogar mehrmals an den Tagen rasieren, an denen er sich zu Kleopatra begab. Die jungen Römer begannen mit dem Rasieren erst nach Beendigung des 22. Lebensjahres, und man feierte den Tag, an dem ein Rasiermesser zum erstenmal das Gesicht eines Jünglings schlättete, mit religiösen Zeremonien.

Unter den Engländern wähnte die Bartmode nicht lange. Die Urbewohner Englands ließen sich rasieren, während sie lange Schnurrbärte trugen.

Die bedeutenden englischen Krieger früherer Jahrhunderte und die legendären Helden werden stets als Träger langer Schnurrbärte geschildert, die ihnen bis zur Brust herabfielen. Die Druden, Priester einer heute nicht mehr bestehenden Religion, rasierten stets die Ober, die sie den Göttern darbrachten.

Die Barbiere des Mittelalters erfreuten sich großer Hochachtung. Im Anfang der Regierungszeit Edwards II. oblagen ihnen auch die Funktionen der Chirurgen. Außer mit dem Rasieren befassten sie sich mit Aderlass, Ausbrennen von Wunden und Zahnsiechen. Ähnlich war es in Frankreich, wo der Barbier und Chirurg zur Zeit Ludwigs XIV. eine geschätzte Persönlichkeit war. Die Vereinigungen der Barbierchirurgen wurden zeitweise zu so beachtlichen und reichen Organisationen, daß ihre Mitglieder große Empfänge zu Ehren von Herrschern veranstalteten. Oft ergingen Verordnungen, die dem Barbier chirurgische Tätigkeit verboten. Im 18. Jahrhundert führte man in den Friseurläden zur Unterhaltung der Gäste Orchester und Sänger ein.

Nicht wenige Barbiere, die zu Ruhm und Vermögen kamen, werden in den Chroniken aufgezählt. Unter ihnen ist Olivier Daine, der Barbier Ludwigs XI., der Erwähnung wert, da er einen großen Einfluß auf die bedeutendsten Persönlichkeiten des Hofes besaß. Auch erfreute er sich einer nicht geringen Sympathie des Königs, so daß ihm dieser gestattete, in der Hofgesellschaft zu erscheinen.

Während der Regierung der Königin Elisabeth trugen die Männer ohne Ausnahme Bärte. In der Zeit der Stuarts kam die Mode auf, neben dem Bart lange und frisierte Schnurrbärte zu tragen. Während des Schlafes schläft man einen solchen frisierten Bart in einem speziellen Behälter oder Futteral vor der Verunstaltung.

## Feuerwehrübung im Dorf.

Von Siegfried von Begegad.

Eine Feuerwehrübung im Dorf ist sicher eine sehr nützliche und zweckentprechende Einrichtung. Auch wenn keine Spritze und nur ein alter, durchlöcherter Schlauch vorhanden ist. Selbst Wasser ist nicht unbedingt erforderlich; in der Dürre haben wir uns auch so beholfen. Die Haushache ist, das geschieht auf folgende Weise:

Sonntags Punkt 2 Uhr versammeln sich viermal im Jahre alle Burschen und Bauern der umliegenden Ortschaften am Waldrande vor der Kavalle. Der Herr Wachtmeister, der Herr Bürgermeister, der Herr Feuerwehrhauptmann und der Gemeindediener schreiten die stattliche Front ab, die in zwei Reihen aufgestellt ist. Dann ruft der Gemeindediener nach einer Liste die Namen auf, und jeder muß antworten. Das dauert ziemlich lange, denn die Liste scheint nicht zu stimmen oder die Namensträger stimmen nicht: hier fehlt einer, und dort ist einer zu viel. Auch treiben die Burschen derbe Späße, es wird gelacht, geschwakt, und der Gemeindediener läuft aufgeregzt hin und her.

Da sieht sich der Feuerwehrhauptmann für die Autorität des Staates ein: ein mit mächtigen Hahnenfedern geschmücktes Hütchen auf dem Kopf, schreitet er fluchend die Front herunter und schafft Ruhe.

Nun ist der Augenblick für den Herrn Wachtmeister gekommen, um auch die Wichtigkeit seiner Persönlichkeit geltend zu machen. Er stellt sich mitten vor die Front, zieht ein weißes Tischtuch aus der Tasche und liest die beiztsamtlichen Verordnungen über das Verhalten bei ausbrechendem Brande vor.

In diesen sehr ausführlichen Reglements ist alles nach Vorschriften ganz genau festgelegt, so daß es eigentlich nur noch zu brennen braucht, damit alles klappt. So erfährt man, daß es „Ordnungsmänner“ und „Spritzenmänner“ gibt, daß das Mitnehmen von Hunden und Spazierstöcken sowie das Rauchen streng verboten ist — ich verstehe schnell meinen Spazierstock hinter den Beinen —, und daß Zu widerhandelnde mit einer Geldstrafe bis zu 150 Mark oder sechs Wochen Gefängnis bestraft werden, alles laut § 168 einer Reichsratsbestimmung. Ich handle also nicht zu wider und rauche keine Zigarette. Aber von meinem Stock trenne ich mich nicht — auch wenn sich der Reichsrat gegen ihn ausgesprochen hat.

Jetzt kommandiert der Feuerwehrhauptmann: „Achtung! Rechtsumkehr! Vorwärts Marsch!“ Er selbst stellt sich an die Spitze, und der lange, dünne Zug setzt sich in Bewegung. Es geht fast so stramm wie beim Militär.

Mitten im Dorf, auf der Straße, machen wir Halt. Nun wird der alte, ehrwürdige Schlauch feierlich wie eine Reliquie

aus der Schmiede herausgetragen, auseinandergerollt und am Haken befestigt. Raum füllt sich der Schlauch mit Wasser, fängt er nach allen Seiten, nur nicht vorn, furchtbarlich an zu spritzen; jeder versucht, irgendwo ein Loch zu halten.

Ich entschließe mich, „Ordnungsmann“ und nicht „Spritzenmann“ zu sein und stehe respektvoll etwas zur Seite.

Endlich hat das Wasser die Spitze erreicht und springt zischend wie eine Fontäne hoch in die Luft. Und nun kann das eigentliche Üben beginnen. Das heißt, es wird überall hingespriezt, wohin man nur spritzen kann: auf die Dächer, auf die Bäume, über einen Stall und in offene Fenster hinein, was besonderes Vergnügen bereitet. Ganz zuletzt bekommen sogar die Mägde, die drüben am Zaun stehen, eine Dusche ab, daß sie kreischend auseinanderstieben.

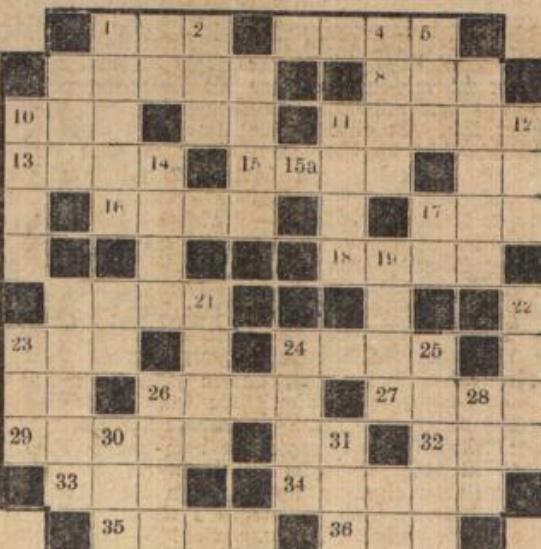
Schließlich wird auch auf unser Haus hinaufgespritzt. Aber der Wasserstrahl reicht nur bis zum ersten Stock, und der Turm ist vier Stockwerke hoch! Doch der Bürgermeister versichert, daß es bei uns im Dorf „nicht gern brenne“. Und das ist sehr beruhigend.

Dann wird der alte Wasserschlauch wieder fortgetragen und zum Trocknen aufgehängt. Bis zur nächsten Feuerwehrprobe.

Und auch der Herr Wachtmeister steht sein weißes Hemd mit den vielen nützlichen Verordnungen wieder ein und stolziert ins Wirtshaus.

Und alles sieht sich befriedigt zum Bier, um wenigstens den Durst zu löschen.

## Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. Stadt in Westfalen. 2. Feuerwerk. 4. Tüte. 5. Feierliches Lied. 6. Riesenschlange. 7. Musketen. 8. Hilszeitwort. 9. Männlicher Vorname. 10. Fischfett. 11. Geisteskranker Mensch. 12. Seltenes Wild. 14. Zahlwort. 19. Verwandte. 20. Teil der Kirche. 21. Pflanzensamen. 22. Weichmetall. 23. Winterscheinung. 24. Fluss in Spanien. 25. Schiffsgerät. 26. Milchprodukt. 28. Geograph. Bezeichnung 30. Papstname. 31. Antilopenart. — Wagenrecht: 1. Stadt in Bayern. 3. Gewicht. 6. Hausgerät. 8. Weiblicher Vorname. 10. Einfahrt. 11. Fluss in Frankreich. 13. Abgrenzung eines Gegenstandes. 15. Streit. 15a. Niederlassung (Ansiedlung). 16. Hinterlassenschaft. 17. Kleiderstoff. 18. Wildschwein. 20. Voranzeige. 23. Zahlwort. 24. Figur aus „Lohengrin“. 26. Verbrecherische Zueignung. 27. Schwimmvogel. 29. Gemüsenklanze. 32. Hasenstraße. 33. Wild. 34. Vornordter. 35. Vorbedeutung. 36. Zeltmesser. (h = ein Buchstabe.)

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 31: „Wer einsam ist, der hat es gut, weil niemand da, der ihm was tut.“ (Busch) 1. Wisent. 2. Efeu. 3. Rembrandt. 4. Erasmus. 5. Influenza. 6. Karew. 7. Sanatorium. 8. Apostroph. 9. Maleachi. 10. Ikar. 11. Seite. 12. Treibjagd. 13. Delta. 14. England. 15. Raufbold. 16. Hedin. 17. Alida. 18. Telegramm. 19. Erbse. 20. Salontti. 21. Gudrun. 22. Urteil. 23. Tolstoi. 24. Weinbergschneide.